



«Plötzlich vermisste ich den Stress. Das Loch war riesig.»

Nicola
Angehende Köchin



Nicola macht eine Lehre als Köchin im Restaurant Rössli in Illnau.

Gedrückte Stimmung statt Partyfreuden im Jugendhaus.

Das verlorene Jahr

Junge Menschen sind in der Pandemie am wenigsten gefährdet, werden aber am meisten eingeschränkt.

Wie gehen sie damit um? Von Franco Arnold, Nils Pfändler, Florian Schoop, Janique Weder (Text) und Karin Hofer (Bilder)

Nicola Lechner schläft am Tag, der die Schweiz verändert, lange aus. Es ist der 13. März, und Nicola, angehende Köchin im «Rössli» in Illnau, hat Mittagsschicht. Mit einer Mitstiftin steht die 17-Jährige kurz vor 12 Uhr vor dem Restaurant, als der Patissier herauskommt. «Tschüss miteinander», sagt er. Ihm sei vor wenigen Minuten gekündigt worden. Es gebe in der jetzigen Situation keine Arbeit mehr.

13. März: Krisenmodus. Schulen müssen schliessen, in Coop und Migros geht das WC-Papier aus. Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga sagt: «Die Massnahmen sind einschneidend, wir bekommen sie alle spüren. Aber wir brauchen sie.»

«Ich erinnere mich an diesen Moment, als wäre es gestern gewesen», sagt Nicola heute. «Da habe ich kapiert, dass nun eine andere Zeit beginnt.»

Eine andere, eine sonderbare Zeit. Nicht nur für Nicola. Für alle. Es beginnt eine Zeit, in der wir auf Umarmungen verzichten, dafür erfahren, wie Händewaschen wirklich geht. Wir erleben einen Frühling, in dem wir zu Hause bleiben müssen. Menschen räumen ihre Keller auf und eröffnen auf den Trottoirs ganze Brockenhäuser, Grosseletern lernen, mit

Skype zu telefonieren, mit Twint zu bezahlen und sich über den schlechten Kundendienst eines Online-Shops aufzuregen. Wir wissen plötzlich, was Positivitätsrate bedeutet, erfahren, was Aerosole sind und wieso der R-Wert wichtig ist. Manche von uns werden zu Hobby-Epidemiologen, andere zu Corona-Leugnern.

Im Strudel der Neuigkeiten ging manches beinahe unter. Auch um die Jugendlichen blieb es auffällig still. Sie sind gesundheitlich kaum gefährdet, und in Zeiten einer Pandemie gibt es Schlimmeres, als auf die Maturafeier, ein paar Partys oder eine Reise zu verzichten. Könnte man meinen. Dabei ging im letzten Jahr oft vergessen, wie wichtig es für junge Menschen ist, solche Erfahrungen zu sammeln. Der erste Kuss, das Austauschsemester, die ersten Ferien ohne Eltern. All die umwerfenden Erlebnisse, auf die man später so gerne zurückblickt, sie bleiben aus.

Ein verlorenes Jahr also? Wir haben mit jungen Leuten gesprochen, mit Teenagern aus dem Zürcher Oberland, die während der Pandemie herausgefunden haben, was wahre Freunde sind. Mit Linda Stoessel, einer Maturandin, die zur einsamen Studentin wurde. Oder eben mit Nicola Lechner.

16. März: Grösste Mobilisierung des Militärs seit dem Zweiten Weltkrieg. Läden, Coiffeursalons, Museen, Fitnesscenter und Skigebiete schliessen, Restaurants und Bars sind ab Mitternacht zu. Hunderttausende verfolgen die Pressekonferenz des Bundesrats auf Youtube, über 1,3 Millionen Menschen schauen die Tagesschau. Sommaruga sagt: «Jetzt muss ein Ruck durch unser Land gehen.»

Nicola Lechner sitzt an jenem Abend mit ihren Mitarbeitenden zusammen. Fragende Blicke in der Runde. Was nun? An guten Tagen serviert das «Rössli» bis zu 500 Mittagessen. Jetzt muss der Betrieb auf null heruntergefahren werden. «Wir wussten nicht, wohin mit all den Lebensmitteln», sagt Nicola. Die nächsten Tage verbringt die Küchencrew damit, Gemüse zu konservieren. Ein Teil des Essens wird verschenkt. «Es war crazy», sagt Nicola. Bevor Corona kam, habe sie als Köchin im ersten Lehrjahr oft Mühe gehabt, mit dem Stress umzugehen. «Plötzlich vermisste ich ihn. Das Loch war riesig.»

Nicht mehr zurück ans Gymi

Auch Alice und Max erleben mit, wie sich die Pandemie langsam ausbreitet. Alice, 18 Jahre alt, blonde Haare, enge Jeans. Max, ein Jahr jünger, Hoodie, knallrote Sneakers. Beide arbeiten in einem Beruf, der als systemrelevant gilt. Beide haben uns gebeten, ihre Namen zu ändern. Sie wollen ihre Arbeitgeber nicht verärgern.

Alice ist in Ausbildung zur Fachfrau Betreuung und arbeitet am Unispital Zürich. Schon früh hört sie von diesem Virus aus China. Sie muss jetzt eine Maske tragen, trotzdem bleibt die Unsicherheit gross. «Es waren so viele Spekulationen im Umlauf, ich wusste gar nicht mehr, was ich glauben sollte», sagt sie rückblickend, als wir in einem Jugendtreff im Zürcher Oberland mit ihr sprechen. «Viele Pflegerinnen hatten Angst, Corona-Patienten zu betreten, vor allem die älteren. Die haben dann lieber mich geschickt.»

Max macht eine Lehre in einem Lebensmittelgeschäft. An die Hamsterkäufe erinnert er sich gut. «Wir kamen

mit dem Auffüllen der Regale gar nicht mehr nach», sagt er. «Innert zwei Tagen war eine Palette mit WC-Papier einfach weg. Dort, wo die Teigwaren waren, klappte ein drei Meter langes Loch. Und bei der Hefe mussten wir einen Zettel hinhängen, auf dem stand, dass jeder Kunde nur ein Päckchen kaufen darf.» Die Stimmung im Laden habe sich rapide verändert. «Die Leute sind seither nicht mehr so freundlich. Vorher haben sie am Morgen immer gegrüsst. Nun sagen sie kein Wort mehr.»

20. März: Die Ausgangssperre droht. Versammlungen von mehr als fünf Personen werden verboten. Der Bundesrat bittet die Bevölkerung eindringlich, die Massnahmen umzusetzen. Gesundheitsminister Alain Berset sagt: «Bleiben Sie zu Hause.»

Massnahmen umsetzen – gar nicht so einfach, merkt Alice. Die Krise drückt zu Hause auf die Stimmung. Besonders dann, als sich die Mutter mit dem Coronavirus ansteckt und die ganze Familie zehn Tage lang in Quarantäne muss. «Wir sind zu fünft und leben in einer Dreieinhalbzimmerwohnung. Es war wirklich sehr, sehr eng.» Sie liebe ihre Familie, betont die junge Frau, aber nach zehn Tagen daheim habe sie sich wieder aufs Arbeiten gefreut. Und aufs Rauchen: «Meine Familie weiss nicht, dass ich Raucherin bin, deshalb konnte ich während der gesamten Quarantäne keine einzige Zigarette anstecken.»

Auch in der Familie von Max kommt es zu Spannungen. Seine Eltern sind beim Thema Corona geteilter Meinung. «Mein Vater sagt, dass es Corona gar nicht gebe. Meine Mutter findet, man müsse sich unbedingt an die Regeln halten.» Max selbst befolgt die Vorschriften, auch wenn er manche übertrieben findet.

27. April: Erste Lockerungen. Coiffeursalons, Baumärkte und Blumenläden öffnen, Spitäler dürfen wieder operieren. Sommaruga sagt: «Wir wollen unbedingt verhindern, dass es zu einem Rückschlag kommt.»

Das Jahr der grossen Abschlussprüfung wird für Linda Stoessel eines ohne. Noch

im Februar bereiten sie und ihre Klassenkameraden sich auf die Maturaprüfung vor, doch dann ist plötzlich alles anders. Sie sagt: «Am Anfang war ja alles für drei oder vier Wochen angelegt, dann plötzlich für sieben Wochen – und dann realisierte ich auf einmal, dass ich nicht mehr zurück ans Gymnasium gehen werde.»

Der 13. März ist Lindas letzter richtiger Schultag. Es gibt keinen Abschlussball, keine Feier, keine Würdigung. Das Maturazeugnis kommt per Post. Alles, worauf Linda während fünf Jahren hingearbeitet hat, ist erreicht. Doch das Gefühl, die Ziellinie überquert zu haben, kennt Linda bis heute nicht. «Es fehlt quasi eine Seite im Fotoalbum meines Lebens.»

11. Mai: Die grosse Öffnung. Läden, Restaurants, Märkte, Museen und Bibliotheken gehen auf. Primar- und Sekundarschüler kehren in die Klassenzimmer zurück. Die Fallzahlen sinken auf einen tiefen dreistelligen Wert. Der Corona-Delegierte Daniel Koch sagt: «Wir hoffen, dass es so weitergeht.»

Die Köchin Nicola Lechner freut sich. «Endlich konnte ich wieder produktiv sein und nicht nur zu Hause rumsitzen.» Die Gäste erlebt sie zunächst als distanzierter. Doch mit den steigenden Temperaturen tauen die Leute auf. Es folgt ein guter Sommer, ein sehr guter sogar. Sonniges Wetter, tiefe Infektionsraten, Corona ist fast vergessen.

Auch für Linda beginnt eine fast normale Zeit. Die Maturareise nach Split wird zwar abgesagt, dafür kann die Gymnasiastin den Sommer an einer Hotelrezeption im Goms verbringen. Nicht mehr zu Hause sitzen, sondern rausgehen, andere Leute treffen – «das ist ja genau das, was man zwischen 15 und 25 braucht».

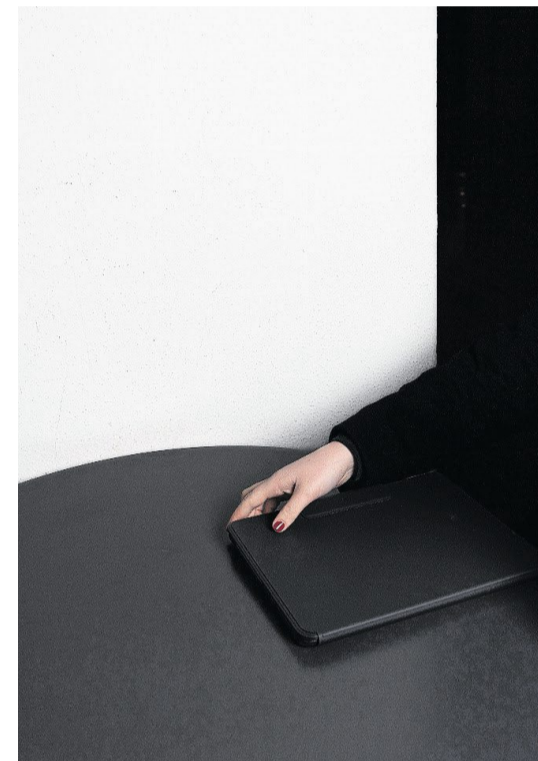
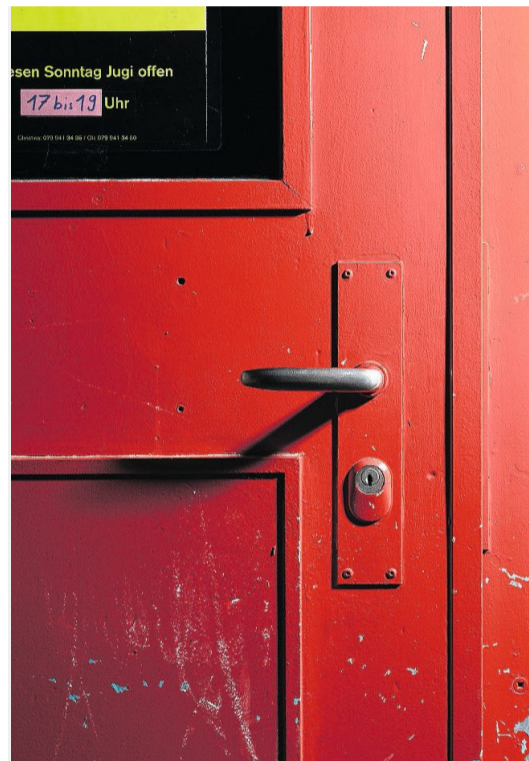
Panik bekommen

Das Glück währt kurz. Bereits gegen Ende der Sommerferien steigen die Infektionsraten. Corona ist zurück. Vor allem unter Jugendlichen verbreitet sich das Virus schnell. So auch bei einer



«Es fehlt quasi eine Seite im Fotoalbum meines Lebens.»

Linda
Studentin



Max findet es schön, dass die Jugendlichen wieder mehr nach draussen gehen.

Statt in Vorlesungen sitzt Linda vor dem Laptop.

Gruppe von 13- und 14-Jährigen aus dem Zürcher Oberland, die ebenfalls anonym bleiben möchten:

Mike: Corona? Habe ich am Anfang gar nicht richtig ernst genommen. Bis es mich selbst getroffen hat. Im Oktober. Für mich war es nicht schlimm. Ich hatte keine starken Symptome. Aber ich konnte nicht mehr raus, niemanden mehr treffen. Und ich wollte auf keinen Fall meine Familie anstecken.

Larissa: Ich hatte auch Covid-19. Und zwar schon ganz am Anfang, im März, während des Lockdowns. Meine Mutter steckte mich an. Sie arbeitet in einem Coiffeursalon, eine Kundin hat das Virus auf sie übertragen. Es ging mir gesundheitlich nicht so gut. Ich hatte Bauchschmerzen, Husten und habe das Essen nicht mehr geschmeckt.

Mike: Ich hatte einen Schwächeanfall, das mit dem Geschmack hatte ich auch. Und Kopfschmerzen. Mich hat ein Freund angesteckt. Wir haben aus derselben Flasche getrunken. Er hatte keine Symptome.

Kevin: In unserem Freundeskreis hat sich praktisch jeder angesteckt. Als der erste Kollege sagte, er habe keinen Geschmackssinn mehr, bekam ich ein wenig Angst. Eine Woche später konnte ich selbst nichts mehr schmecken – und zwar für sieben Tage. Ich habe sogar eine Zitrone gegessen. Nichts. Da habe ich Panik bekommen. Getestet wurde ich zwar nicht. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass ich auch Covid-19 hatte.

Mike: Ich und meine Freunde teilen uns seither nichts mehr, gehen nicht mehr so oft raus. Und ich trage seither immer eine Maske, halte Abstand.

Maltrim: Seit alle Covid-19 hatten, nehme ich es etwas ernster. Ich habe immer eine Maske dabei und trage sie jetzt auch in der Gruppe. Vorher habe ich gedacht, das sei halt einfach eine normale Grippe.

Kevin: Als bei mir die Symptome aufgetaucht sind, habe ich nicht nur meinetwegen Angst bekommen, sondern vor allem wegen meiner Eltern. Meine Mutter wurde dann angesteckt. Ich war in Qua-

rantäne, aber eigentlich erst, als ich nicht mehr so richtig krank war.

Larissa: Ich habe am Anfang auch gedacht: Das ist ein fertiger Seich, die machen doch nur Panik. Dann hatte ich aber Angst um meine Mutter. Sie hätte wirklich sterben können. Die Ärzte haben sie beatmen müssen und gaben ihr zwölf Tabletten pro Tag.

Maltrim: Als das Virus in meinem Freundeskreis umging, hatte ich Husten. Als ich dann testen ging, war das Ergebnis negativ. Ich war froh, vor allem wegen meiner Eltern und meiner Grossmutter. Sie anzustecken, war und ist meine einzige Angst.

18. Oktober: Die Alarmglocken läuten. Die Fallzahlen steigen stark an, die Zahl der Hospitalisierungen nimmt zu. Eine Sitzpflicht für Gäste in Restaurants und ein Verbot von spontanen Versammlungen von mehr als 15 Personen werden eingeführt. Sommaruga sagt: «Jeder Tag zählt.»

Für Linda beginnt im Herbst eine Zeit, die sie sich anders vorgestellt hat. Die 19-jährige Walliserin studiert seit September an der Universität Zürich Politik- und Umweltwissenschaften. «Riesige Hörsäle mit Hunderten von Studentinnen und Studenten habe ich mir vorgestellt. Und dass ich hier jeden Tag neue Menschen kennenlerne, mit der Zeit eine Clique finde.»

Doch daraus wird nichts. Linda verkommt zur Laptop-Studentin. Ihre Kurse finden nur virtuell statt. Die Vorstellung, mit ihren Kommilitonen Vorlesungen zu besuchen, danach beim Mittagessen über das Gelernte zu diskutieren und den Tag bei einem gemeinsamen Bier ausklingen zu lassen, erscheint rückblickend surreal. «Ich bin in Zürich noch kein einziges Mal ausgegangen», sagt Linda. «Ich weiss auch nicht, wann ich das letzte Mal in einer Bar war.»

Stattdessen sitzt Linda allein an einem Tisch, mit Kopfhörern und Kaffee, irgendwo im Hauptgebäude der Uni. Eine einzige Person hat sie bisher hier kennengelernt. Ab und zu trifft sie sich mit Freun-

«Ich finde, wir sind ein bisschen selbständiger geworden. Man hat gemerkt, wer die wahren Kollegen sind.»

Kevin
Jugendlicher

den, die sie noch von ihrer Gymnasialzeit her kennt. «Aber das sind keine Partys. Kurzum: 2020 entsprach weder meinen Vorstellungen noch meinen Wünschen.»

«Klar, ich vermisse das Feiern», sagt auch die angehende Pflegefachfrau Alice. Sie und der Lehrling Max haben ihre Kontakte in den letzten Monaten auf ein Minimum reduziert. Alice selbst trifft sich ohnehin lieber in kleinen Gruppen oder zu zweit auf einen Kaffee, wie sie sagt. Anders als ihre Kolleginnen: «Die Partymäuschen leiden langsam schon unter den Einschränkungen.»

Max hat einige seiner Kollegen schon seit Wochen nicht mehr gesehen. Vor allem jene, die eine Freundin haben. «Ich verstehe, dass sie nicht mehr viel rausgehen wollen. Aber mal schreiben oder anrufen zwischendurch wäre schon schön.»

Sie seien zwar alle digital vernetzt, sagt Alice. «Aber vielen ist bewusst geworden, was die sozialen Netzwerke nicht ersetzen können. Ich geniesse die Zeit jetzt viel mehr, die ich mit meinen Freunden teilen kann.»

Unverwirklichte Träume

Auch für die Jugendlichen aus dem Zürcher Oberland hat das Jahr etwas Gutes.

Kevin: Ich finde, wir sind ein bisschen selbständiger geworden. Man hat gemerkt, wer die wahren Kollegen sind. Wir haben uns zum Beispiel gegenseitig die Haare geschneitten. Draussen. Wir waren sieben Jungs. Und ich muss sagen, es ist recht gut herausgekommen. Jetzt gehe ich aber trotzdem wieder zum Coiffeur.

Mike: Wir haben das auch einmal gemacht, zu viert haben wir uns beim Kollegen zu Hause die Haare geschneitten. Bei einem ist uns dann der Absatz des Geräts verrutscht. Seine Frisur hat lustig ausgesehen. Leider haben wir keine Bilder gemacht.

Maltrim: Mir hat der Onkel die Haare geschneitten. Es ist etwas schräg herausgekommen.

Larissa: Haarschneiden war bei mir halt nicht so das Problem. Das konnte ja meine Mutter machen. Lustig aber fand

ich, dass ich mich mit meiner Nachbarin über den Balkon hinweg unterhalten habe. Wir haben uns zugerufen und uns gegenseitig Flaschenpost zugeschickt.

12. Dezember: Die Lage verschlechtert sich seit Wochen. Der Bundesrat zögert, beschliesst dann einen Mini-Lockdown. Sport-, Kultur- und Freizeitbetriebe schliessen. Auch die Restaurants gehen zu. Sommaruga sagt: «Es braucht jetzt die ganze Schweiz.»

Im «Rössli» ist im Dezember wieder März: Einmal mehr wird der Betrieb auf null heruntergefahren. Die Köchin Nicola Lechner hat es kommen sehen. «Es war ein komischer Dezember», sagt sie. Selbst ohne Lockdown hätten dem Restaurant in der Erfolgsrechnung 7000 Essen gefehlt, nun sind es noch mehr. Nicola und die anderen Lehrlinge helfen in verschiedenen Metzgereien in der Region aus. Wie es im Januar weitergeht, weiss sie nicht.

2020 wird vielen Menschen als Jahr der Einschränkungen in Erinnerung bleiben, als Jahr der unverwirklichten Träume. Keine Abschlussfeier, keine Reisen, keine Partys. Den Jugendlichen hat die Krise prägende Monate ihrer Biografie geklaut. Ein verlorenes Jahr?

Linda: «Ich merke, dass ich weniger zufrieden bin als noch vor einem Jahr. Ich habe Phasen, in denen ich merke, dass ich aufpassen muss, um nicht in ein Loch zu fallen.»

Mike: «Ich habe schon etwas Angst, dass ich am Ende wegen Corona keine Lehrstelle finde.»

Max: «Ich finde es schön, dass die Jugendlichen wieder mehr in den Wald gehen und sich dort treffen statt am Bahnhof oder in den Klubs.»

Alice: «Das soziale Umfeld ist gesundheitsfördernd. Isolation kann schwere Folgen haben. Das spüren doch auch die Jungen.»

Und die junge Köchin Nicola sagt: «Uns ist gar nicht bewusst, was für ein geschichtliches Ereignis das ist, so eine weltweite Pandemie. In zwanzig Jahren schauen wir darauf zurück und merken dann: «Moll, war schon nicht nichts.»»